Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Es war in den Tagen, die noch einmal fast wie Weihnachten waren. Wir hatten eine Weile am Teiche gestanden und dem lustigen Treiben der Schlittschuhläufer zugesehen. Dann gingen wir den Weg an der großen Wiese hin und atmeten mit Wonne die reine harte Luft. Nach einer Weile fing er an zu reden. Es hat immer zu den ergreifendsten Augenblicken in meinem Leben gehört, sagte er, wenn in der Neujahrsnacht die Fenster geöffnet wurden, und man auf den Glockenschlag wartete, der das neue Jahr verkünden sollte. Der wüste Lärm, der jedesmal durch die Straßen tobt, sobald die Glocken zu schlagen beginnen, und der mich immer wie das Geheul böser Geister berührt, wird ja bald von dem Geläute übertönt, das die Kirchen durch die Winternacht schicken. Bald hat das allein das Wort und klingt zum Herzen. Mir ist es dann immer, als hielte die Hand meines Vaters noch die meine, wie sie es that, wenn er den Knaben an das Fenster geführt hatte, den Klängen zu lauschen. Dann ist es mir, als sänke das, was mir im alten Jahre schwer geworden war und mich gequält hatte, zurück in eine dunkle Leere; ein Hoffen und ein Vertrauen schwebt mit den Glockenklängen zu mir, das mir die Zukunft licht erscheinen läßt, und das auch dem zurückschauenden Blick nur das zeigt, was lieblich ist, und das Herz mit Dank erfüllt. Könnten wir solche Stimmungen festhalten, wir würden bessere Kämpen im Leben sein, als wir manchmal sind. Die Gemeinheit des Alltagslebens macht uns alle zu Sklaven.

Er ging eine Weile schweigend neben mir her und hatte den Kopf gesenkt. Ich sah, daß sein Auge nach innen gerichtet war, und glaubte, es sei besser, ihn nicht in seinen Gedanken zu stören, und so schwieg ich auch.

Wissen Sie, sagte er dann, indem er den Kopf erhob, was mich in der Neujahrswoche geärgert — nein, das ist ein falsches Wort: geschmerzt und verstimmt hat? Das ist erstens, daß sie dem Volk die Freude einer erhebenden Jahrhundertfeier zu Schanden gemacht haben, bloß um wieder einmal dem Kaiser die Ausführung einer schönen Absicht nicht zu gönnen in ihrem elenden Philisterhochmut —

Aber, verzeihen Sie, lieber Freund — fuhrs mir hier heraus, denn ich war durch diese ewige Streiterei um die Jahrhundertwende schon völlig nervös geworden und hatte in der Harmonie erklärt, wenn dieser Gegenstand nicht endlich verlassen würde, so verzichtete wenigstens ich auf das Vergnügen, nutzlos Karten zu mischen. — Verzeihen Sie, rief ich, muß denn ein ganzes Volk notgedrungen seine bessere Überzeugung einer einfachen Laune opfern? Diese allerhöchste Erledigung einer Angelegenheit, wie jetzt erst wieder das Bureau des longitudes in Paris —

Ich bitte um Entschuldigung, rief er mit blitzenden Augen, lassen Sie mich in Ruhe mit diesen französischen Ellenreitern! In diesem Falle wäre es vielleicht gescheiter, Sie verhielten sich einmal dem Papste gegenüber gläubig, denn wie sollte der dazu kommen, unser neues Jahr zu einem Jubeljahr zu stempeln, wenn es keins sein könnte? Die bessere Überzeugung eines ganzen Volks! Wer von unsern guten und lieben Deutschen hat sich denn der Mühe unterzogen, sich darüber zu unterrichten, wo der Grund der Verwirrung sitzt, die doch augenscheinlich vorhanden ist? Papst, Kaiser und Bundesrat werden mit der intelligenten These geschlagen, daß 99 nicht 100 seien. Zu dumm! Als pflegten Papst, Kaiser und Bundesrat nicht im allgemeinen ganz gut zu wissen, was die Glocke geschlagen hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich begnügte mich damit, die Achseln zu zucken, denn ich wußte, so gescheit er ist, hier beginnt er zu spinnen.

Nun habe ich Sie richtig geärgert, begann er nach einer Weile wieder. Ich habe ja nur sagen wollen, daß man das Volk um die Freude einer schönen Feier gebracht habe. Wir können ja die Streitfrage ruhig beiseite lassen. Aber der Kaiser hatte doch nun einmal den Wunsch, daß alle Glocken im Reiche dem Volk das Gefühl eines großen Augenblicks ins Herz läuten sollten. Wäre man so vernünftig gewesen, auf diese schöne Absicht einzugehn, so wäre es wie ein Sturmesrauschen durch das Volk gegangen, das Gefühl, daß wir in einer großen Zeit stehn, und die Ahnung, daß wir Größeres sehen werden, als das vergangne Jahrhundert mit Gottes Segen erfüllt hat. Die Jungen, die diese Feier mitgemacht hätten, würden noch ihren Enkeln davon erzählt haben, wie ihre jungen Herzen gezittert hätten. Und was hat man jetzt erreicht mit dem bürgerlich stolzen: Nun gerade nicht? Daß der Kaiser allein und einsam mit seinen Paladinen Gott gedankt hat, und daß der Spießbürger sich mit dem schönen Vorsatz aufs Ohr gelegt hat: Übers Jahr, da wollen wir zeigen, an welchen Gott wir glauben! Übers Jahr werden Tausende von Kegelgesellschaften, Skattischen, Kränzchen und Gesangvereinen das alte neue Jahrhundert zu begießen versuchen. Aber eine wirkliche, schöne große Jahrhundertfeier des ganzen Volks, wie sie vor hundert Jahren gefeiert worden ist? Ohne Kaiser, Heer, Beamtenschaft, Kirche und Schule? Es wird großartig werden!

Er hatte wieder den Kopf gesenkt und sah auf den Weg nieder.

Es ist ja schließlich gleichgiltig, hub er dann von neuem an; die Weltgeschichte geht ruhig ihren Schritt weiter, ob man nun Feuerwerke abgebrannt und illuminiert hat oder nicht; ob die Studentenschaft und die Gewerkschaften Fackelzüge abgehalten und auf dem Marktplatze ein Riesenfeuer entfacht haben unter dem Gesang der akademischen und der bürgerlichen Gesangvereine und unter den Klängen der Regimentsmusik oder nicht, ob der alte Bürgermeister einen bewegenden Rückblick auf das Vergangne und der neue einen schwungvollen Ausblick in die Zukunft von dem Rathausaltan herab gethan hat oder nicht. Man würde das alles ja mit Freude und mit Erhebung mitgemacht haben, und es ist schade, daß es jetzt verspielt ist. Ich habe aber auf etwas andres zu sprechen kommen wollen. Nämlich das andre, was mich wunderlich berührt hat: daß ich bei allen diesen Kundgebungen für und gegen den Anfang des neuen Jahrhunderts nicht einmal der Erwähnung dessen begegnet bin, was denn die Jahrhundertwende eigentlich bedeutet.

Ich sah ihn fragend an, aber er sprach ohne sich zu mir zu wenden, mit gesenktem Kopf weiter, als spräche er mit sich selbst: Ich sehe ein verkommendes Volk, das sich unter das harte Joch fremder Eroberer beugen muß. Der Thron seiner Könige ist gestürzt, und Herrscher sind ihm aufgezwungen worden, die es verachtet. Der Tempel, worin seine Väter und Urväter gebetet haben, ist zerstört, und der Gott, vor dem dieses Volk gekniet hat, und der zu seinen Vätern gesprochen hat, hat sich von ihm abgewandt. Ein Volk, dessen Geist von einer hochmütigen Priesterschaft in Fesseln gehalten wird, die nur dem nachgeht, was ihr frommt. Ein unklarer Traum von einem Heiland, der es erlösen soll, dämmert noch in dem Herzen dieses Volks, aber es liegt im Staube, verzweifelnd, hoffnungslos. — Ich sehe einen Mann durch dieses Volk gehn, der mit heißen Augen das Elend seiner Brüder sieht, deren Geschick ihn jammert. Ich sehe diesen Mann, wie er in den Brand und die Einsamkeit der Wüste geflohen ist, um dort die Läuterung, die Klarheit und die Überwindung zu finden, die er braucht, um das Retterwerk zu vollführen, zu dem er sich berufen fühlt. Ich sehe diesen Mann mit wenig Getreuen, die an ihn und sein Werk glauben, durch das Land ziehn, predigend, verheißend, Wunden heilend,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffnung erweckend. Ich sehe, wie das Volk ihm zufällt, jubelnd, jauchzend, und seinen Heiland in ihm erkennt. Ich sehe ihn, wie er von diesem Volk umdrängt, das Palmen schwingt und Hosiannah ruft, in die Stadt der Könige zieht, ein Bettler, wie ein König geehrt. Aber sein Reich ist nicht von dieser Welt! Nicht Macht und Pracht und Glanz und Ruhm ist es, was zu verteilen er gekommen ist: nur die Kraft des Duldens, nur den Frieden der Entsagung, nur die Hoffnung auf seines Vaters Haus hatte er für sein Volk, und enttäuscht fällt dieses von ihm ab und ruft sein: Kreuzige! Sie erkannten es nicht, daß es das wahre Brot des Lebens war, das seine milden Hände boten.

Und doch ist aus dem Blute dieses Gekreuzigten der Quell entsprungen, der die Jahrhunderte genährt hat und zu dem Strom geworden ist, der das Leben der Welt trägt. Und die Jahrhundertwende ist der Denkstein, den die Geschichte zum Gedächtnis dieses Mannes, des Heilands der Seelen, gesetzt hat.

Sehen Sie, fuhr er fort, daß man daran gedacht hätte, habe ich vermißt, wenn ich das Gestreite darüber hörte, ob dieser erste Januar oder der des nächsten Jahres als die wahre Jahrhundertwende anzusehen sei. Die meisten Leute sagten ja, während sie sich untereinander in die Haare fuhren: „Lassen Sie mich doch mit der albernen Geschichte in Ruhe! Was kommt denn schließlich darauf an, ob und wann ein Jahrhundert zu Ende ist; es ist nachher genau so wie vorher, und es ist zu blöde, diesen Punkt auf der unendlichen Elle der Zeit für etwas besondres zu halten." Die Leute, die so reden, halten sich natürlich für sehr gescheit, aber sie sind weiter nichts als dumm. Nicht wahr, Sie haben sich auch so ungefähr geäußert?

Erlauben Sie, lieber Freund, sagte ich etwas scharf, ich muß doch um Entschuldigung bitten. Wenn ich — verzeihen Sie — ich muß doch gehorsamst —

Na, seien Sie nur gut! sagte er lachend, es war ja nur Scherz. Was ich sagen wollte, ist, daß die, die so reden, das eine Große gar nicht sehen, daß dieser Augenblick der Jahrhundertwende ein loderndes Mene Tekel ist, das seinen Schein zurückwirft durch die Zeiten auf den Tag der Geburt jenes Mannes, vor dem die Geschichte ein Schatten wurde, und der die Pforten der Ewigkeit öffnete, des Gottessohns. Die Jahrhunderte, die wir zählen, sind kein gleichgiltiges Maß für Zeit und Geschichte; wie die Spanne dieser Zeit von Christus ausgeht, so führt sie zu ihm zurück: unsre Jahrhunderte sind die Jahrhunderte dessen, den die Christenheit den Herrn nennt. Daran sollte man denken! Aber wie vieler Gedanken gehn denn diesen Weg! Wie vieler Gedanken messen das, was uns umgiebt, an dem, wovon unsre Zeitrechnung ausgeht, den Gehalt unsers Lebens an dem des Quells, aus dem es entsprungen ist? Wie viele moderne Menschen sind sich denn überhaupt bewußt, daß das Leben, worin sie sich bewegen, von einer Unterströmung christlicher Ideen getragen wird? Freilich, wahres Christentum, bewußtes und reines Christentum, das Christentum des Mannes, von dem ein neues Leben ausgegangen ist für die Welt und die Jahrtausende, entdeckt das Auge, das danach sucht, verzweifelt wenig. Was haben die Jahrhunderte daraus gemacht? Sehen Sie auf das Mittelalter zurück! Ein ungeheures Gebäude ist errichtet worden, die Kirche! In jede Stadt, in jeden Ort, in die kleinsten weltfernen Dörfer hat sie Gotteshäuser gestellt, deren Glocken alltäglich die Gläubigen zum Gottesdienst rufen, zum Beten mahnen. In der Kirche des kleinsten Dorfes glänzt und funkelt der Prunk, der die Größe und die Macht dieser Kirche versinnbildlicht. Die Kunst von Jahrhunderten hat ihr Hehrstes im Dienste dieser Kirche und zu ihrem Schmuck geleistet. Es giebt kein Menschenwerk, das sich mit dem vergleichen könnte, was für diese Kirche geschaffen worden ist. Und ein ungezähltes Heer von Dienern dieser Kirche wohnt unter ihrem Dach, Priester, Mönche und Nonnen; keine Hierarchie aller Völker und Zeiten ist von solcher Macht, von solchem Umfang und von solchem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glanze gewesen. Und das Haupt dieser Kirche ist ein Mann, der an Reichtum und Pracht alle Fürsten überstrahlt, der in einem Palast wohnt, wie es keinen zweiten auf Erden giebt, den eine Schar von Würdenträgern umsteht, wie sie kein Kaiser hat, ein Mann, auf dessen Wink sich Millionen und Millionen in den Staub werfen, dem die ganze Welt ihre Opfer bringt um Gottes willen, und dem sie göttliche Ehren erweist — das ist der Statthalter dessen, der Ähren von den Feldern raufte und sie zwischen seinen Händen zerrieb, um seinen Hunger mit den Körnern zu stillen, weil eine milde Sitte das den Ärmsten erlaubte, und dessen Blut eine tückische Priesterschaft und ihr blöder Janhagel trank. — Dostojewski hat in seinen „Brüdern Karamasow" ein wundervolles Kapitel — es gehört zu dem Schönsten, was jemals geschrieben worden ist —, worin er zeichnet, wie Christus, der wieder auf der Erde erscheint und sich der Ärmsten annimmt, in Sevilla von dem Großinquisitor zum Scheiterhaufen verdammt wird. Was meinen Sie wohl, was die römische Kirche — von der griechischen wollen wir ganz schweigen — heute thäte, wenn Christus wieder durch das Land ziehn und das Evangelium predigen wollte? Heute! Ich rede gar nicht von den Zeiten, wo die römische Kirche eine Verworfenheit herbergte, die die Welt vorher nur im alten Babel gezeigt hat, und die in unsern jetzigen Polizeistaaten nicht so bald wieder möglich sein wird. — Eine von meinen angenehmsten Vorstellungen ist beiläufig, daß in Rom einmal eine Art Königlich Preußisches Polizeiregiment eingerichtet werden könnte. Was?

In der protestantischen Welt ist es ja anders. Von dem, was zunächst in Christi Namen auch vom Protestantismus geleistet worden ist, wollen wir schweigen; die Verirrungen vergangner Zeiten gehn uns nichts an. Der Wille und die Frömmigkeit waren aufrichtig. Wir wollen nur unsre Zeit mit Gretchen fragen: Wie hast dus mit der Religion? Ich glaube auch — sie hält nicht viel davon! Sie hat kein Christentum! Wenn man nach den Haufen wissenschaftlicher theologischer Litteratur gehn wollte, die seit Luthers Zeit alljährlich auf den Markt geworfen werden, müßte man freilich annehmen, wir hätten das Christentum haufenweise. Und wenn man den Umfang der theologischen „Wissenschaft" mit der schlichten Lehre Christi vergleicht, wie wir sie in der Überlieferung der wenigen Schriften des Neuen Testaments haben, so ist der Gegensatz genau so verblüffend, wie der der Gestalt Christi und der seines Statthalters in Rom. Herrgott, was hat man aus dem Christentum gemacht! Eine „Wissenschaft," bei der ein Haufen von „Kirchen" entstanden ist, die sich gegenseitig fressen möchten, und bei der vor lauter Dogmatik der Welt der Glaube abhanden gekommen ist. Sagen Sie mir nicht, das wüßten Sie längst, daß ich ein Heide sei. Unsre moderne Welt ist so heidnisch geworden wie möglich, oben und unten, die „große Welt" ebenso wie die den Sozialdemokraten nachlaufende große Masse.

Und doch geht gewiß — es muß so sein — durch viele Herzen eine Sehnsucht nach religiöser Erquickung; ich möchte behaupten, daß jeder Mensch ein Bedürfnis danach hat, um so mehr, je schwerer unsre Zustände jeden einzelnen drücken. Was ist es denn aber, was so viele in unsrer protestantischen Welt von der Kirche fernhält? Daß es der Fall ist, muß doch seinen Grund haben, und im Menschenherzen, diesem liebebedürftigen, hoffnungbedürftigen, im Herzen des Volks, wie sehr auch mancher einzelne verroht sein mag, kann er nicht gesucht werden. Ich glaube, es ist ein gewisses nüchtern Handwerksmäßiges, das in unsern protestantischen Kirchen an der Stelle des blendenden und berauschenden Künstlerischen in der römischen Kirche steht. Unsre Kirche steht ja dem „Heidentum" der römischen Kirche sehr stolz gegenüber und zieht keusch die Falten ihres Gewands enger um sich, wenn sie in die Gefahr einer Berührung kommt. Und doch ist sie — man kann es nicht leugnen — eine kinderarme Mutter, während die römische Kirche noch überall, wo

sie herrscht, fast das ganze Volk zur Gemeinde hat. Sie versteht es mit tausend Mitteln, jeden einzelnen von Kindheit an an die Kirche zu fesseln und zu ihrem Dienst heranzuziehn, in der Messe, im Hochamt, bei jeder Gelegenheit. Die fromme Pracht ihrer Gotteshäuser spricht eine große Sprache zu den Herzen und ist ein Besitz, an dem auch der Ärmste Anteil hat, und auf den er stolz ist. Vergleichen Sie nur den Anteil, den unsre Gemeinde an der Handlung des Gottesdiensts hat, mit dem der römischen. Unser Gemeindegesang, der in ewigem Konflikt mit der Orgel ist, das ist alles — die dürftige Liturgie, die man neuerdings wieder eingerichtet hat, macht es nicht schöner. Und dem gegenüber das Hochamt mit seinen wundervollen Messen, die von den größten Meistern geschrieben sind, und die von dem geschulten Chor der Gemeinde gesungen und bis in das kleinste Dorf von einem Orchester begleitet werden, zu dem das Dorf und die Einzelhöfe die Musikanten stellen, ebenso wie die Chorsänger und Solisten. Freilich, in den kleinsten Dörfern kann die Musik manchmal fragwürdig genug sein, aber die Leute sind doch ganz bei der Sache und erheben sich an der Musik; wie strahlt uns der dirigierende Schulmeister an, wenn seine Solisten an die Reihe kommen! Und die Hauptsache dabei ist, wie fein die Kirche die Gemeinde durch diese Musikveranstaltungen und die Cäcilienvereine am Bändel hat; sie weiß die Macht der Töne zu schätzen!

Bei alledem ist doch viel Äußerliches, erlaubte ich mir einzuwerfen, und Handwerksmäßiges ist doch wohl in der römischen Kirche gerade genug.

Äußerlich oder innerlich — das kommt wohl auf das einzelne Gemüt an. Es giebt natürlich fromme Seelen im katholischen Volk, wie anderswo. Ich habe nur davon gesprochen, welche Mittel die katholische Kirche hat, um auf das Volk zu wirken, und wie sie es thut, und habe nur sagen wollen, daß die Künste, die unsre Kirche hat verkümmern lassen, eines ihrer stärksten Mittel sind. Ich habe das Künstlerische in der römischen Kirche neben das nüchterne Handwerksmäßige unsrer Kirche gestellt und hierin einen der Gründe der Gleichgiltigkeit der protestantischen Welt gegen das Kirchenleben gesucht. Bei uns ist die Predigt — die natürlich die katholische Kirche ebenso gut hat — fast das einzige Mittel, womit unsre Kirche auf die Menschen zu wirken vermag. Wo man bedeutende Kanzelredner hat, pflegen ja auch die Kirchen voll zu sein. Aber wie vielen Menschen ist denn die Gabe begeisternder Beredsamkeit verliehen? Dazu gehört ein Dichtergeist, den nicht jeder hat. Auch da, wo wirklich das Seelsorgeramt mit dem Herzen ausgeübt wird, wird oft das Predigen zu einer mühsamen Amtshandlung, doppelt mühsam bei den starken Anforderungen, die an die Mehrzahl der Geistlichen gestellt werden. Wo aber vollends nicht einmal wirklicher innerer Beruf und begeisterter Drang zu dem geistlichen Amt geführt hat, sondern nur äußere Gründe dazu entschieden haben, hier eine Existenz zu suchen, wie soll da der Quell lebendig fließen, aus dem Erbauung und Überzeugung geschöpft werden können! Gegen Gemachtes sträubt sich das gesunde Gefühl des Volks, und dagegen hilft dann auch alle Betriebsamkeit nichts, weder die geschäftige Erbauungslitteratur noch das Vereinswesen noch das Einpauken von Lernstoff in den Schulen. Der Religionsunterricht an den Schulen ist überhaupt ein böser Punkt! Welchen Händen ist er oft überlassen! Einem großen Teil der Jugend wird von vornherein der Geschmack an religiösen Dingen verdorben. So sicher das Kinderherz wahrer Frömmigkeit zugänglich ist und in ihr aufblühn wird, so sicher verdorrt es bei handwerksmäßigem Betrieb des Lehramts, vollends wo dieses als eine Last empfunden und ohne eigne Überzeugung ausgeübt wird. Wo es so mit Pfarr- und Lehramt bestellt ist — und ist das nicht nur zu häufig der Fall? —, da kann auch unsre juristisch-büreaukratische Kirchenleitung, die den Geistlichen und Seelsorger zum Staatsbeamten, den Pfarrer und vollends den Superintendenten zum Aktenschreiber macht, keine Funken herausschlagen. Sie kann kaum mehr thun als das äußere Gefüge der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kirche zusammenhalten. Amtschristentum! Und, was nun merkwürdig ist, in diesem Gefüge zeigt sich eine eigentümliche Ängstlichkeit. Man scheut sich, an alt und morsch gewordnen Formen, Lehren und Satzungen zu rütteln, auch wenn man sie selbst längst innerlich überwunden hat, weil man fürchtet, daß die Kirche damit steht und fällt. Aber dadurch kommt man zu einer Unaufrichtigkeit, die man sich selbst sorgfältig verbirgt, ohne zu ahnen, daß sie jeder andre deutlich sieht. Die Gebildeten — das früher so „bibelfeste" Volk kommt im allgemeinen gar nicht mehr in Betracht — können sich nun einmal nicht mehr auf Dogmen festnageln lassen, die auf den Spekulationen früherer Zeiten beruhn, jedenfalls unser heutiges Tageslicht nicht mehr aushalten, und auf den Wortlaut einer Bibel, deren Ausdrucksweise unverständlich geworden und deren Übersetzung sogar oft falsch ist, deren Quellen die Wissenschaft selbst skeptisch betrachtet. Und abgesehen von dem allen — Protestantismus zeugt Protestantismus! Unser Klerus mitsamt dem Kirchenregiment hat aber nicht mehr die Macht, dabei Dämme zu ziehn oder gar die Geister mit Zwangsmitteln zu bannen; das will man ja auch gar nicht mehr! Niemand wird gezwungen, zu glauben, und die Kirche zieht sich auf die „Gemeinde" und die christlichen Vereine zurück und — die Heidenmission! Trotz ihrer Verweltlichung hat es die römische Kirche verstanden, so durch das Ideal der Askese, mag es damit nun in Wirklichkeit bestellt sein, wie es will, einen Glorienschein der Heiligkeit um die Häupter ihrer Diener und Würdenträger zu legen. Der fehlt unsrer Geistlichkeit, die auch in ihren höchsten Spitzen eine sehr viel bescheidnere Stellung als die stolze römische Hierarchie mit der dreifachen Krone einnimmt. Aber wenn sie auch den falschen Nimbus mit Bewußtsein abgestreift hat und sich wohl auch ihrer „Knechtsgestalt" rühmt, so hat sie für das Irdische, das die Reformation aus der Kirche hinausgefegt hat, doch andres eingetauscht, was auch recht irdisch aussieht und fremd erscheint neben dem, worauf unsre Zeitrechnung zurückführt.

Sie! Wenn ich moderne religiöse Bilder ansehe, von Leuten von der Art Begnadung wie Uhde, und sie mit der großen Kunst der Italiener, ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer echten Naivität vergleiche, da denke ich mir immer: Ja, der hats getroffen, das ist die Physiognomie unsrer Kirche! Ich für meine Person denke mir Christus und seine Apostel anders, als er sie malt, sonst würde ich mein: „Komm, Herr Jesu" nicht über die Lippen bringen, das ich in meinem Heidentum doch noch — aber da sind wir ja schon wieder! Gesegnete Mahlzeit!

Auch eine Entwicklung. Alles entwickelt sich; auch die Entwicklungstheoretiker machen keine Ausnahme, sie entwickeln sich fort — zum Christentum, oder vorläufig wenigstens zum Theismus. „Es ist nicht anzunehmen, daß, abgesehen von einigen Alten, die sich noch um Häckel und Weismann scharen, echte Darwinianer ihren Einzug in das neue Jahrhundert halten werden," heißt es im Vorwort zu den Bekenntnissen eines solchen Entwickelten. In der Litteratur freilich, bei Novellisten, die von der Sache nichts verstehn, denen aber Darwinische und Nietzschische Schlagwörter passen, wird diese Art Welterklärung wohl noch ein paar Jährchen spuken. Der erwähnte Entwickelte ist der englische Biologe Romanes. (Gedanken über Religion von George John Romanes. Die religiöse Entwicklung eines Naturforschers vom Atheismus zum Christentum. Autorisierte Übersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von Dr. phil. E. Dennert. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899.) Romanes, 1848 geboren und schon 1894 gestorben, Darwins Schüler und vom Meister mit Freundschaft beehrt, war anfangs gläubiger Christ; in seiner ersten Schrift sucht er zu zeigen, daß Gebetserhörungen mit den Naturgesetzen vereinbar seien. Die Leser erinnern sich viel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leicht, daß Darwin nicht eigentlich Atheist war, sondern die Frage nach den letzten Ursachen abwies. Er erklärte, es sei nicht seine Sache, darüber Aufschluß zu geben; der Sinn für Religion und Metaphysik fehlte ihm ebenso wie der für das ästhetische Gebiet. Aber der Gedanke an einen Gott war ihm zuwider, weil er in den Einrichtungen der Natur viel Grausames fand; es schauderte ihn bei der Vorstellung, daß ein persönliches Wesen diese Einrichtungen, z. B. das Verhältnis der Schlupfwespe zur Raupe, getroffen haben könne. Romanes durchlief nun eine ähnliche Entwicklung, nur daß er Sinn für das Metaphysische hatte, und daß sein Interesse dafür immer rege blieb. Er wurde nicht eigentlich Atheist, sondern Agnostiker. In einer Schrift, die er unter dem Pseudonym Physikus herausgab, suchte er zu beweisen, daß der Theismus für die Erklärung der Welt nichts leiste, während die Entwicklungstheorie wirkliche Aufschlüsse gebe; der bekannte Schluß: wie die Taschenuhr den Uhrmacher voraussetzt, so jeder Organismus einen Künstler als Schöpfer, gelte nur bei der Annahme, daß jeder Organismus einzeln hergestellt worden sei, werde aber durch die Entwicklung, von der jedes Einzelwesen nur ein Glied sei, entkräftet oder wenigstens stark abgeschwächt. Doch erkannte Romanes an, daß auch der Atheismus nicht streng zu beweisen sei, da eben der menschliche Verstand nicht über die Welt der Erscheinungen hinausreiche. Ähnlich wie Darwin aber fand er die Vorstellung von einem Gott, der die Natur geschaffen habe, so wie sie ist, unerträglich. Sollte es einen Gott geben, meinte er, so würde er etwas ganz andres sein, als sich der Christ vorzustellen pflegt; als ein moralisches Wesen könne er nicht bezeichnet werden. „Vor einigen hundertmillionen Jahren sind Millionen und aber Millionen von Tieren zum Gefühl erwacht. Seit jener Zeit bis zur Gegenwart muß es Millionen und aber Millionen von Generationen von Millionen und aber Millionen Individuen gegeben haben. Und während dieser ganzen Zeit von unberechenbarer Dauer hat dieses unfaßbar große Heer fühlender Wesen in einem Zustande des unaufhörlichen Kampfes, der Furcht, der Raubgier und der Schmerzen gelebt. Wir sehen da Zähne und Krallen, die zum Mord gewetzt, Haken und Saugnäpfe, die zur Qual gebildet sind — überall eine Herrschaft des Hungers, der Krankheit, des Schreckens, mit strömendem Blut und zuckenden Gliedern, mit keuchendem Atem und unschuldigen Augen, die sich trübe in den Todesschauern grausamer Qual schließen. Will man vielleicht einwerfen, daß ich nicht berechtigt sei, über die Endabsichten des Allmächtigen zu urteilen? Ich antworte: Wenn es Zwecke giebt, dann bin ich auch berechtigt, darüber zu urteilen, die wohlthätigen wohlthätig, die grausamen grausam zu nennen, und wenn Ordnung und Schönheit des Ganzen durch grausame Mittel erstrebt werden, diese Mittel verwerflich zu finden." Sehr anstößig erscheint ihm auch, daß, wie er wenigstens wahrzunehmen glaubt, die Entwicklung nur auf Vervollkommnung jeder Art abziele, ohne daß die verschiednen Arten einander gegenseitig behilflich wären oder einander etwas nützten. Er ist aber weit entfernt davon, über die Verdrängung des alten Glaubens durch einen neuen zu jubeln; die neue Erkenntnis stimmt ihn traurig; er schäme sich, schreibt er, des Bekenntnisses nicht, „daß mit dieser völligen Verneinung Gottes das Weltall für mich seine liebenswerte Seele verloren hat." Einige Jahre später verfaßt er drei Abhandlungen über das Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft, die für eine Zeitschrift bestimmt waren, aber nicht gedruckt worden sind. Darin strebt er schon eine Versöhnung der beiden feindlichen Weltanschauungen an. Er findet jetzt, daß Naturwissenschaft und religiöser Glaube jedes sein besondres Gebiet habe, und daß, wenn sie sich streng innerhalb ihrer Grenzen halten, keines dem andern etwas anhaben könne. Die Naturwissenschaft habe es mit den nächsten Ursachen und mit dem Einzelnen zu thun und kümmere sich nicht um die letzte Ursache; die Religion beziehe sich gerade auf diese letzte Ursache, die sie nicht anders als dem Menschengeist ähnlich vorstellen könne, weil der menschliche Wille die einzige uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirklich bekannte Kraft sei, und sie umfasse das Weltganze. Der Religion habe die Naturwissenschaft den Dienst erwiesen, sie von unhaltbaren Vorstellungen zu reinigen, sodaß allerdings ein moderner Mensch die Dogmen in ihrem alten orthodoxen Sinne anzunehmen schlechterdings außer stande sei. In den letzten Jahren seines Lebens endlich arbeitete Romanes an einem Werke, das die christliche Religion vor der Wissenschaft rechtfertigen sollte. Dieses Werk ist nicht vollendet worden, und die in seinem Nachlaß gefundnen Bruchstücke sind es, die ein Freund in dem vorliegenden Buche herausgegeben hat. Romanes erkennt jetzt, welchen Fehler er früher begangen hat; er hat immer nur auf die Natur geschaut, das wichtigste aber, die Menschenseele, übersehen. In Millionen Menschenseelen findet sich die Thatsache des christlichen Bewußtseins, die ebensogut eine Thatsache ist wie irgend eine Naturerscheinung und dabei viel wertvoller als alle Naturerscheinungen. Die Menschenseele zeigt vier Daseinsformen, von denen immer die nächste höher steht als die vorhergehende: die sinnliche, die intellektuelle, die moralische, die geistliche oder religiöse. Die letzte, die den Glauben an Gott und das Bedürfnis Gottes einschließt, ist die höchste. Religion ist also eine Forderung der Menschenseele im Zustande ihrer höchsten Vollkommenheit. Man sieht: eine ganz ähnliche Entwicklung wie die von Kants Kritik der reinen Vernunft zur Kritik der praktischen Vernunft. Was die Unvollkommenheiten der Welt anlangt, so war das Anstößige daran für Romanes geschwunden, sobald er wieder an die Unsterblichkeit glaubte; wenn das irdische Dasein, schreibt er, nur eine Vorbereitung auf ein jenseitiges Leben ist, dann konnte die Welt gar nicht zweckmäßiger eingerichtet sein, als sie ist. „Was das Leiden der Tiere betrifft, siehe weiter unten," hat er hier angemerkt; leider konnte der Herausgeber darüber nichts finden, was sehr zu bedauern ist, da wir von einem Gelehrten, den dieser Gegenstand so lebhaft beschäftigt und so tief ergriffen hat, gewiß etwas befriedigendes erfahren haben würden. Daß es Unverstand oder Heuchelei sei, nach Preisgebung des persönlichen Gottes noch Religion haben zu wollen, hatte er auch in seiner atheistischen Zeit scharf betont; wieder gläubig geworden, begnügte er sich nicht mit einem kalten und abstrakten Theismus, sondern war er ein aufrichtiger Christ. Es freute ihn, bei sorgfältiger Prüfung des Neuen Testaments zu finden, daß die Lehre Christi nichts enthalte, was durch die wachsende menschliche Erkenntnis in irgend einem Gebiete, „sei es in der Naturwissenschaft, Ethik, Politik oder sonstwo," entwertet werden könnte.

Der Schuppenpelz. Der Professor Friedrich Wilhelm Lindner an der ersten Bürgerschule in Leipzig pflegte den Kindern zu sagen: Zwei Hemden und zwei Röcke übereinander, und man kann im strengsten Winter den Pelz entbehren. Das ist eine alte Erfahrungsregel.

Sie hat mich aber nicht abgehalten, mir einen großen Pelz, einen sogenannten Schuppenpelz zu kaufen, denn ich dachte, der Pelz ist mir in Leipzig, dem Hauptstapelplatze für Rauchwaren, näher als der Rock.

Aber was ist das? Muß ich denn jetzt wieder einen Pelzrock über den andern ziehn, oder sehe ich alles doppelt? — Der Kürschner hat mir nun, so scheint es, zwei Felle für eins gegeben, es soll durchaus alles doppelt genommen werden.

Zwiefach, zwiefach! riefen die Gänse den Schildbürgern zu, als sie eine lange Wurst machten und sie nicht kochen konnten. Zwiefach ist auch mein Schuppenpelz geraten.

Schuppenfelle sind bekanntlich Waschbärenfelle; sie sind ein wichtiger Artikel des Rauchwarenhandels. Über Leipzig gehn alljährlich an 600000 zumeist nach Rußland, wo sie von der Mittelklasse getragen werden. Sie kommen aus Nordamerika, und da der Waschbär in Kanada den Namen Raccoon führt, so heißen sie bei uns auch Rakunfelle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Woher nun die Bezeichnung Schuppenfelle und Schuppenpelze? Das sind doch keine Schuppenpanzer. Man denkt wohl, das müsse ein Ausdruck sein wie Biberpelz oder wie Zobelpelz. Aber der Waschbär heißt nirgends Schupp, wie wohl in veralteten Naturgeschichten angegeben wird. Der Pelz heißt Schupp, und zwar eben in dem Lande, wo die meisten Schuppenpelze getragen werden, in Rußland.

Seinen Waschbärenpelz bezeichnet der russische Kaufmann als seine Schuba, das ist ein altes slawisches Wort für den langen Pelz. Bekannt ist aus Heines letzten Gedichten das Schubbez, das die polnischen Juden tragen, und das sie in Berlin ihre Schibitze nennen. Die russische Schuba aber ist wiederum weiter nichts als unsre alte, mit Pelz gefütterte Schube oder Schaube, das charakteristische Kleidungsstück der Reformationszeit, das bei Kostümfesten von den Patriziern gewählt zu werden pflegt, und das im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mit andern Elementen der westeuropäischen Tracht in den fernen Osten kam. Es war ein vornehmes, köstliches Gewand, das ursprünglich bei den Arabern Mode war und in Rußland bis auf den heutigen Tag ein Pelzrock oder Gehpelz geblieben ist, in Europa dagegen nachgerade die verschiedensten Formen angenommen hat; denn sowohl die bayrische Joppe, als auch die französische Jupe, als auch die italienische Giubba, die den schwarzen Frack bedeutet, stellt eine Schaube dar, alle diese Worte, Schaube, Joppe, Jupe und Giubba sind etymologisch identisch. Die französische Jupe, die das ist, was die Frauen ihren Rock nennen, repräsentiert nur noch die eine Hälfte, die untere Hälfte der alten Schaube, wie der Frauenrock die untere Hälfte des alten Rockes ist.

Der kurze, bis zum Knie reichende Schafpelz ohne Tuchbezug heißt in Rußland Poluschubka oder Halbpelz; Schubka ist das Diminutiv von Schuba.

Schuppenpelz gehört also zu den Worten, die, wie z. B. Fauteuil, von Deutschland ausgegangen und dann auf Umwegen nach Deutschland zurückgekehrt sind — in diesem Fall einmal aus Rußland. Schuppenpelz enthält zweimal den Begriff Pelz; weil man das russische Wort Schuba nicht mehr kannte und es für den Namen eines fremden Pelztieres hielt, glaubte man nun Pelz selbst hinzusetzen zu müssen, sodaß zwei ganz dasselbe besagende Worte nebeneinander stehn. Solche tautologischen Zusammensetzungen sind sehr häufig; sie treten immer ein, wenn man ein fremdes Wort nicht versteht und für einen Eigennamen ansieht. Chinarinde ist eine, China bedeutet selbst schon Rinde, Quina heißt die Rinde in der Inkasprache; der italienische Name des Ätna: Mongibello ist eine, Gibello das arabische Gebel, das nichts weiter als Berg bedeutet und nun wie ein eigner Bergname Monte vorgesetzt erhält. Man darf solche Zusammensetzungen, wo sich beide Hälften vollkommen decken, nicht mit denen verwechseln, die (wie Maultier, Damhirsch, Thunfisch) die erste Hälfte nur deutlicher machen wollen; diese entsprechen den mittelalterlichen Städtenamen Romaburg, Jerichoburg, die unsern Vorfahren etwa klingen mochten wie uns heutzutage: Wienerstadt. Eher lassen sie sich mit solchen Kompositis vergleichen, die zwar auch zweimal denselben Begriff, aber das einemal in einem alten, unkenntlichen Wort enthalten; ein solches Kompositum ist z. B. Halskragen, Kragen genau soviel wie Hals. Sie beruhn auf Mißverständnis; Schuppenpelz klingt wie Ölsardinen à l'huile, was ich neulich auf einer Speisekarte las.

Die Freigebigkeit ist mithin unfreiwillig; außerdem hat es mit dem zwiefach in Worten sein Bewenden. In Wirklichkeit geben einem die Wucherer nichts doppelt, und sollten sie auch ankündigen: Vollständiger Total-Ausverkauf.

Rudolf Kleinpaul